

Predigt zu 1. Samuel 7,2-17

Wo stehe ich auf dem Weg durch mein Leben?

Wo stehen wir als Gemeinde, als Familie?

Das ist die wichtige Frage, der man sich in den Ferien stellen kann. Dann, wenn weniger los ist als sonst, wenn keine Schule ist, kaum Sitzungen stattfinden, wenn es manchmal so sommerlich still ist im Dorf (vorausgesetzt es ist nicht gerade „Jazz uf em Platz“), wenn man unterwegs ist und viel Zeit hat am Meer oder beim Wandern. Wo stehe ich? Wo stehen wir? In Ferienzeiten, in freien Zeiten hat man Zeit sich darauf einzulassen, wenn man nicht gerade dann extra eifrig versucht, davor zu fliehen oder ihr zumindest davon auszuweichen mit einem Übermass an Ablenkungen. Manchmal geraten Paare offenbar gerade deswegen in Krisen, weil sie während der gemeinsamen Ferien so viel Zeit haben miteinander, so viel, dass jene Frage plötzlich da ist...

Wo stehe ich? Wo stehen wir?

Wahrscheinlich kommt man nicht um diese Fragen herum, wenn man mit solchen schrecklichen Dingen konfrontiert wird wie dem Terror in Nizza, wenn einem klar wird, dass wir in einer Zeit leben, wo es einen überall plötzlich treffen kann, oder wenn man wie beim gestrigen Putschversuch in der Türkei merkt, wie instabil unsere Gegenwart, unsere Staaten und Ordnungen sind.

Wo stehe ich? Wo können wir noch stehen? Bestehen? Wo finden wir Halt?

Ich glaube, genau diese Fragen hat man sich zu Samuels Zeiten in Israel auch gestellt. Wenn es eine wirklich über Jahrhunderte feststellbare Kontinuität in der Menschheitsgeschichte gibt, dann ist es nicht ständiges Wachstum oder ununterbrochene Höherentwicklung, sondern die Instabilität jedes politischen und wirtschaftlichen Systems, das Menschen entwickeln, der drohende Zusammenbruch oder die Zerstörung dessen, was erreicht worden ist.

„Wo stehen wir denn?“ hat Israel sich in einer unsicheren, bedrohten Zeit gefragt. Und die Antwort war kritisch: Nicht dort, wo wir eigentlich sein sollten.

Nicht dort, wo Gott uns haben will. Nicht dort, wo seine Hilfe selbstverständlich zu erwarten, zu erglauben ist.

Man hatte wohl noch an den Gott Israels geglaubt. Aber direkte Hilfe hatte kaum noch jemand erwartet von ihm. Da hat man lieber in Naheliegenderes, Gegenständlicheres investiert. Wozu gab es denn diese spirituelle Vielfalt im Alten Orient, all jene speziellen Rituale um Götter wie Baal, Astarte oder Dagon? Mit denen musste man sich nicht so einseitig festlegen. Mit denen konnte man sich wohlfeile Erlebnisse und Erfahrungen gönnen... Gerade Darstellungen der Astarte waren damals Massenprodukte!

„Wo stehen wir?“ Plötzlich stand diese Frage im Raum, unausweichlich ihnen gegenüber. Und das Schöne, das Besondere: die Antwort, welche die Israeliten fanden, war kein Standpunkt mehr, sondern ein neuer Weg, eine Bewegung, ein neuer Anfang! Das so lange rein rhetorisch verwendete, aber in Wirklichkeit völlig vernachlässigte konsequente Suchen nach Gott. Das Fragen nach seinem Willen, nicht mehr das Festhalten an eigenen Vorstellungen. Das erste, was sie taten, war ein Bilder-

sturm, ein Loslassen des Bisherigen, ein Loslassen von Absicherungen, Anpassungen und Zeitgeistereien. Das Zweite war ebenfalls ein Loslassen, dargestellt in einem lebendigen Ritual: „**Sie kamen alle, schöpften Wasser und gossen es vor dem Herrn aus, sie fasteten den ganzen Tag und bekannten dem Herrn ihre Schuld.**“

Weniger das Fasten und Beten als jene bildhafte Handlung ist ganz typisch für das biblische Samuelbuch. Symbolisch zeigt sie, was Beten wirklich heisst: Nicht fromme Worte machen oder eine Gottheit beschwören, sondern etwas unglaublich Persönliches, Existenzielles, Befreiendes: Vor dem Herrn sein Herz ausschütten, vor ihm und damit auch vor sich selber ganz echt werden, unverstellt und klar. Noch einmal: Vor Gott sein Herz ausschütten, vor ihm und damit auch vor sich selber ganz echt werden, unverstellt und klar. Wer das kann, der wird frei.

Der muss nicht mehr ängstlich fragen: Wo stehe ich? Der ist frei, seinen Weg in die Zukunft zu gehen, erleichtert, und im Vertrauen auf Gott – einem Vertrauen, welches von Schwierigkeiten nicht mehr erdrückt werden kann.

Das ist mehr als Ferien einem Menschen geben können.

So tun es die Israeliten, dort in Mizpa, wohin Samuel sie zusammengerufen hat. Sie feiern einen Danktag, Buss- und Bittag. Spontan. Nicht weil's in ihrem Kalender steht, am dritten Sonntag im September zum Beispiel. Sondern weil es jetzt dran ist. Weil sie befreit sein wollen. Weil sie Gott wieder nahe kommen wollen. Weil sie einsehen, dass sie neu beginnen müssen. Miteinander und mit Gott. Sie schütten ihr Herz aus. Sie lassen es raus, alles, was sie sonst nicht einmal sich selber zugegeben hätten.

Und als sie es dann getan haben, da ist nicht etwa einfach alles gut und in Ordnung. Das wäre nicht spirituell, sondern kitschig und weltfremd. Die Bedrohung wird zunächst sogar noch grösser! Eine feindliche Armee rückt gegen sie heran, die Philister nutzen die Gelegenheit, dass ihre Gegner sich friedlich versammelt haben.

Sich Gott zuwenden, sich ihm anzuvertrauen, das heisst nicht, dass man nun den grössten Talisman oder Glücksbringer gefunden hat. Dass einem nun alles nur noch leicht fällt und alle Probleme überwunden sind und das einzige Problem noch darin besteht, in welcher Stimmlage man das Halleluja singen soll.

Wer sich Gott anvertraut hat, macht aber die Erfahrung, dass er in allem Schweren nicht ohne Hilfe bleibt, in allen Niederlagen und Verusterfahrungen nicht ohne Trost und in allen Kämpfen nicht ohne Siege. Und, glaubt mir, ich weiss, weiss nur zu gut, wovon ich spreche!

Wo stehe ich? Wo stehen wir?

Samuel, der Richter und Prophet Israels gibt noch eine Antwort. Eine pragmatische und tiefgläubige Antwort. Wieder eine bildhafte Antwort, ähnlich bildhaft, wie die der Wasserschaln, die zuvor in Mizpa ausgegossen worden sind. Er setzt einen Gedenkstein an einem Ort, der für eine kleine, siegreiche Gegenwart Bedeutung hatte. Er nennt den Stein und seinen Ort Eben-Ezer. Und er sagt: „**Bis hierher hat uns Gott geholfen.**“ Bis hierher hat er uns gebracht, in dieses Jetzt, in dem wir leben, und atmen, in dem wir vertrauen und frei sein dürfen. Und nun lasst uns in Gottes Namen aus diesem Jetzt einen Weg machen. Lasst uns Frieden halten, Versöhnung suchen und Gerechtigkeit, auch für die Menschen, die uns fremd sind. Lasst uns nicht stehenbleiben wie so ein Stein. Nichts, was geschehen ist, nichts, was uns jetzt beschäftigt darf uns zum Stillstand bringen. Gott, der lebendige, eine, unverfügbare Gott, der will uns weiterführen, über dieses Jetzt in dem wir stehen hinaus. „Die Zukunft ist sein Land“, heisst es in einem Lied.

Wohin gehe ich? Wohin gehen wir? – Ganz einfach: Von hier aus, wo wir sind und beginnen zu vertrauen, von hier aus dorthin, wohin er uns führt. Und keine Vergänglichkeit, keine Unruhen und kein Terror können das verhindern.

Zwei Bilder bleiben zurück.

Der Stein: „Bis hierher hat uns Gott geholfen.“

Die Wasserschale: Vor ihm können wir unser Herz ausschütten, alles können wir ihm bringen was uns erfüllt und belastet. Jeder Tag kann ein Danktag, ein Busstag, ein Bitttag werden. Gott hört. Wo wir auch sind.

In jeder Kirche, auch in unserer, sind sie vorhanden: Stein und Schale.

Der Taufstein.

Die Taufschale.

Es braucht eigentlich keine anderen Bilder.

Es braucht nichts anderes.

Nur etwas Vertrauen.

Für alles andere sorgt er.

Amen.

Gehalten von Pfr. Hanspeter Plattner
Sonntag, 17. Juli 2016 in der Dorfkirche Muttentz